

COLETTE MCBETH
grabestreu

Buch

Melody Pieterston ist die Frau, die überlebt hat. Vor mehreren Jahren wurde sie nach einem Pub-Besuch überfallen und scheinbar tot in einem Londoner Park zurückgelassen. Sie hat sich ein neues Leben aufgebaut, wohnt mit ihrem Verlobten Sam in einem luxuriösen Haus in Surrey und freut sich auf ihre in wenigen Monaten bevorstehende Hochzeit. Doch hinter der Fassade sieht es anders aus: Melody ist nie über den Vorfall hinweggekommen, leidet unter Angstattacken und verlässt das mit einem hohen Zaun abgeschottete Haus so gut wie nie. Dann erfährt sie, dass der verurteilte Täter vor Kurzem aus der Haft entlassen wurde – und man eine weitere Frauenleiche in einem Londoner Park gefunden hat.

Eve ist die Frau, die nicht überlebt hat. Vor ihrem Tod war sie alles, was Melody nicht mehr ist: mutig, hartnäckig, voller Leben. Ihr letzter Gedanke, bevor sie starb, war, dass sie die andere Frau nun nicht mehr warnen konnte. Denn Melody ist immer noch in Gefahr, und nur Eve weiß, wer sie damals angegriffen und beinahe getötet hat. Es ist die gleiche Person, die auch Eve ihr Leben nahm.

Autorin

Colette McBeth lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern im Westen Londons. Sie war zehn Jahre lang Reporterin für den britischen Fernsehsender BBC und besuchte 2011 die Faber Academy, die so berühmte Schriftsteller wie T. S. Eliot, James Joyce, Sylvia Plath und Samuel Beckett hervorbrachte. Nach ihrem international erfolgreichen Debüt *zorneskalt* ist *grabestreu* Colette McBeths zweiter fesselnder Psychothriller.

COLETTE
McBETH
grabestreu
THRILLER

Aus dem Englischen von
Fred Kinzel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Life I Left Behind bei Headline Review,
An imprint of Headline Publishing Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbucherstausgabe Februar 2015
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2015 Colette McBeth
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Blanvalet, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagabbildungen: plainpicture/gio;
plainpicture/Gallery Stock/BIWA
Redaktion: Vera Serafin
AF · Herstellung: sam
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38349-8
www.blanvalet.de

Für Liz und Danny, in Liebe

»Setz dich. Schwelge in deinem Leben.«

Derek Walcott, »Love After Love«

Prolog

Oktober 1987

Das Erste, was ihm auffällt, ist die Kälte. Wenn er aus dem Garten ins Haus kommt, begrüßt ihn immer ein Schwall warmer Luft an der Tür, es ist, als würde er in einen Bausch Watte laufen. Heute aber ist da keine Watte. Das ist die erste Enttäuschung. Draußen – drinnen, falls es da überhaupt einen Temperaturunterschied gibt, ist er so geringfügig, dass er ihn nicht registriert. Jedenfalls reicht er nicht aus, um seine Finger aufzutauen, die, rosa gefärbt, rohem Fleisch ähneln. Er atmet tief ein. Hat er etwa das Mittagessen verpasst? Die Küchenuhr verrät ihm, dass das der Fall ist, denn es ist bereits nach drei. Worauf er jetzt Lust hätte, wäre die Hühnersuppe seiner Mutter, mit einem ordentlichen Stück von dem Brot, das sie gestern zusammen gebacken haben. Er würde so dick Butter darauf streichen, dass ein Abdruck seiner Zähne zurückbleibt, wenn er hineinbeißt. Oder einen frischen Pfannkuchen. Die mag er auch sehr, aber er schätzt seine diesbezüglichen Chancen nicht sehr hoch ein. »Wenn du diesen Müll isst, wirst du nicht so groß wie dein Dad«, sagt sie, worauf er stets dasselbe zur Antwort gibt: »Kein Problem für mich«, denn im Grunde will er seinem Vater möglichst wenig ähneln.

Heute riecht er aber gar nichts. Nicht einmal Käse auf Toast, der unter dem Grill Blasen wirft. *Sag bloß, es gibt Sandwiches*, denkt er und verbucht seine zweite Enttäuschung. Er war den ganzen Vormittag mit Christopher und Jamie von gegenüber auf der Wiese draußen, wo sie einen Unterschlupf gebaut haben. Sie haben eine weggeworfene Holztafel dafür verwendet, die sie an die Esche gelehnt haben, sowie drei alte Kissen aus dem Schuppen und eine Plane, die er im Garten gefunden hat. Ein Sandwich stellt dafür wohl kaum eine angemessene Belohnung dar.

Auch dass es so still ist, kommt ihm merkwürdig vor. Total unheimlich. Sonst ist es hier nie still. Jedenfalls nicht so still. Die meiste Zeit bleiben die beiden zwar für sich, produzieren dabei aber doch eine Menge Lärm. Der Plattenspieler dudelt die ganze Zeit. Seine Mutter ist ein Fan der Doors, weshalb er den ganzen Text von »Riders on the Storm« beherrscht, aber sie hat auch gegen ein bisschen Abba nichts einzuwenden, um bei »Waterloo« ein wenig die Hüften zu schwingen, wenn sie in der Stimmung dazu ist. Es gefällt ihm, wie sie den Kopf dabei schüttelt und sich das lange blonde Haar ins Gesicht fallen lässt. Manchmal lässt sie ihm seinen Willen, und er darf »Pump up the Volume« oder Rick Astley spielen, aber nur, wenn er verspricht, anschließend mit ihr im Duett zu singen. Stevie Wonder, »I Just Called To Say I Love You«. Er sträubt sich dann zum Schein, gibt vor, es nicht zu mögen, macht ts, ts, und lässt den Kopf seitlich hängen, wie er es bei Teenagern beobachtet hat. Aber insgeheim liebt er es: wie sie die Augen schließen, mit dem Kopf kreisen und so tun, als würden sie einander auf imaginären Telefonen anrufen. Anschließend wird sie ihn hochheben wollen und

überrascht sein, dass sie es nicht kann, weil er inzwischen zehn ist und seit Jahren zu schwer für sie. Also drückt sie ihm stattdessen einen dieser kitzligen Küsse auf den Hals. Sie riecht nach Parma Violets, die seine Lieblingsbonbons sind, seit er denken kann.

Er spaziert in die Küche. Es ist ein großer Raum mit einem Herd, Schränken und einem unnötig langen Tisch auf einer Seite. Dahinter liegt das Wohnzimmer, das von einem grünen Plüschsofa und einem dazu passenden Lehnstuhl beherrscht wird. Das Häuschen hatte ursprünglich seiner Großmutter gehört. Sie hatte zig Kinder, weshalb alles größer ausfällt, als es für ihn und seine Mutter nötig wäre, und für seinen Vater, wenn dieser sie denn mit seiner Anwesenheit beehrt. Jetzt kommen sie nur in den Ferien hierher. Dem Sofa gegenüber befindet sich ein mächtiger Kamin, jedoch keines von diesen Gasdingern mit künstlichen Kohlen auf dem Rost. Das hier ist ein echter Kamin mit richtigen Holzscheiten, die knacken und spucken, als würden sie leben, und Flammen, die zuckende Schatten an die Zimmerwände werfen. Manchmal toastet er sich sein Brot für das Abendessen daran. Er spießt eine Scheibe an einer großen Fleischgabel auf und schwenkt sie so dicht über die Flammen, wie es die Hitze nur zulässt. Er hält die Brotscheibe so lange dort, bis er spürt, wie sein Gesicht allmählich ebenfalls getoastet wird, dann isst er sie mit Butter bestrichen und spült sie mit einem Glas Milch hinunter.

Er würde sich jetzt gern die Hände am Feuer wärmen, bemerkt aber, dass es erloschen ist. Nicht das leiseste Zischen oder Knallen ist in der Stille zu vernehmen. Nur ein verkohltes Scheit liegt einsam auf dem Rost, grau und

weiß überzuckert. »Mum«, ruft er, »ich bin am Verhungern. Was gibt es zu Mittag?« Sein Blick fällt auf den Tisch und erfasst ein Glas Milch und ein Schinken-Sandwich. Was für eine Enttäuschung. Schinken ist nur sein fünftliebster Sandwichbelag. Aber sein Hunger erlaubt ihm nicht, wählerisch zu sein. Er setzt sich an den Tisch. Früher konnte er die Beine von der Stuhlkante baumeln lassen, inzwischen aber sind sie zu lang dafür geworden. »Wo ist nur mein Baby geblieben?«, sagt seine Mutter manchmal, als wäre es ein unlösbares Rätsel. Er schlingt das Sandwich hinunter, ohne sich davor auch nur die Hände zu waschen. Als er gerade den letzten Bissen in den Mund stecken will, sieht er ihre Schuhe aus der Lücke zwischen Sofa und Lehnstuhl ragen. Sie kann nicht weit fortgegangen sein, wenn ihre Schuhe hier sind. Erst als er ein zweites Mal hinsieht, kommt es ihm ein wenig seltsam vor, dass beide Schuhe zur Decke zeigen, wie die der Bösen Hexe des Ostens, nachdem Dorotheys Haus auf sie gefallen ist. Nur waren deren Schuhe rot und glänzend, während die seiner Mutter aus braunem Leder gefertigt sind.

Jetzt steht er auf, um nachzusehen. Als er nur mehr wenige Schritte entfernt ist, sieht er, dass die Schuhe noch an Beinen stecken. Jeans, die am Knie zerrissen sind. Die Jeans führen zu einem Bauch hinauf, der mit einem rot-weiß gestreiften Oberteil bekleidet ist. Um den Hals hängt eine Kette. Es ist eine Goldkette mit einem Anhänger, der einen kleinen Vogel im Käfig darstellt. Das zaubert ein Lächeln auf sein Gesicht. Sie hat die Kette nicht mehr abgenommen, seit er sie ihr zu ihrem Geburtstag im letzten Jahr gekauft hat. »Solange ich sie trage, wirst du in meiner Nähe sein«, hat sie gesagt. Es ist das Gesicht sei-

ner Mutter. Ihre Augen sind geschlossen, allerdings nicht ganz, was ihn vermuten lässt, dass sie ihm vielleicht einen Streich spielt und jeden Moment aufspringt und »Buh!« schreit. Zuzutrauen wäre es ihr. Sie kennt nur lachen oder weinen. *Nie die goldene Mitte*, sagt sein Vater, aber was sein Vater sagt, interessiert ihn nicht die Bohne. Er hat es lieber, wenn sie beide allein sind. Dann eben lachend oder weinend.

Er steht vor ihr und beschließt, nicht »Mum« zu rufen, weil sie wahrscheinlich schläft, und nichts ist schlimmer, als von einem Schreck aufzuwachen. Außerdem sieht sie so friedlich aus, wie nachts, wenn er zu ihr ins Bett kriecht und ihr Gesicht warm und weich von Träumen ist. Er will sie nur eine Weile beobachten. Als ihm die Beine wehtun vom Stehen, kauert er neben ihr nieder und nimmt ihre Hand. Sie hat immer kalte Hände und Füße, aber jetzt sind sie besonders kalt, wie Eis am Stiel aus dem Gefrierschrank. Er schüttelt sie ein wenig, aber sie öffnet die Augen nicht.

An diesem Punkt kommt ihm der Gedanke, sie könnte tot sein. Er ist immerhin zehn Jahre alt und nicht dumm. Und sie haben darüber gesprochen, über den Tod. Erst gestern Abend, als sie zusammen gebetet und Granny Julia und Onkel Billy im Himmel gepriesen haben, hat sie ihm erklärt, die beiden würden zu ihnen herabschauen. *Dass wir sie nicht sehen, bedeutet nicht, dass sie uns nicht nahe sind.* Sie hat ihm das Haar zerzaust, ihn auf die Wange geküsst und sehr fest umarmt. »Manchmal werden Menschen müde«, sagte sie dann, »und müssen sich ausruhen. Wenn es so weit ist, sterben sie. Du solltest also keine Angst davor haben oder traurig sein. Auch wenn du einen Menschen vermisst, wird er immer bei dir sein.«

Er fährt mit einem schmutzigen Finger an ihrer Wange hinunter. Sie sieht aus und fühlt sich an wie der Teig, aus dem sie gestern Brot gemacht haben. Das Rot ihrer Lippen ist verblasst wie ein Erdbeer-Wassereis, wenn er den ganzen Saft herausgesaugt hat.

Er überlegt, zu Mrs. Docherty auf der anderen Straßenseite hinüberzulaufen und sie zu bitten herüberzukommen, aber sie hat fünf Kinder und ist immer gestresst. »Was ist jetzt schon wieder?«, würde sie mit wütendem Gesicht sagen, denn ein anderes kennt er von ihr eigentlich nicht.

Also bleibt er, wo er ist. Er will seine Mum nicht verlassen. Hab keine Angst. Er wiederholt ihre Worte laut, bis er sie selbst glaubt. *Hab keine Angst.* Wovor sollte er sich auch fürchten? Da sind nur sie beide. Er befühlt die feinen Glieder der Kette um ihren Hals. Solange sie diese trägt, wird sie ihn nicht vergessen, wohin sie auch gegangen sein mag. Das tröstet ihn. Die Vorstellung, sich mit einem Bein in einer besonderen Welt zu befinden, außerhalb der grünen Plüschsofas und Schinken-Sandwiches, einer Welt der unsichtbaren Dinge, gefällt ihm. Es gibt ihm das Gefühl, über besondere Kräfte zu verfügen.

Draußen schwindet das Licht. Es ist Ende Oktober, die Nächte brechen früh an. Die zunehmende Dunkelheit hüllt den Raum in einen Schleier aus Grau- und Blautönen. Er geht die He-Man-Decke aus seinem Schlafzimmer holen. Über das He-Man-Alter ist er hinaus, deshalb ist die Decke jetzt hier im Cottage. Er breitet sie aus, um seine Mum damit zuzudecken, und dann legt er sich neben sie, schlingt die Arme um sie und schließt die Augen. Dann schläft er, bis ihn die Schreie seines Vaters am nächsten Morgen wecken.

Teil eins

Eve

Es ist nur dem Hund zu verdanken. Ohne ihn würde ich vielleicht immer noch dort liegen, und nichts von alledem wäre passiert. Das mag sich komisch anhören angesichts des regen Lebens, das in dem Ort pulsiert. Aber es ist eben auch ein hastiges Leben, das sich stets in den gleichen Bahnen abspult: Radfahrer in neonfarbenen gestreiften Trikots, Jogger auf der Jagd nach persönlichen Bestzeiten, gehetzte Eltern, die hinter ihrem Nachwuchs herrennen. Absolut ausgeschlossen, mich rund zwanzig Meter von der Straße entfernt in einem dichten Gehölz zu entdecken. Ich war leicht zu übersehen, und das war schließlich auch beabsichtigt. »Das ist jetzt unerheblich« – das Echo meiner Mutter aus einer Zeit, die Jahre zurückliegt. Für meine hypothetischen Überlegungen hatte sie nichts übrig.

»Du wolltest vor fünf Minuten schon hier sein. Ich hätte entführt werden können«, sagte ich etwa, als sie mit fünf Minuten Verspätung auftauchte, um mich von der Pfadfindergruppe abzuholen.

»Tja, bist du aber nicht.«

»Aber es hätte sein können.«

»Warum gehst du immer vom Schlimmsten aus?«,

sagte sie dann, gerade so, als könnte das Schlimmste nie geschehen.

Sonntag, 15. September 2013, kurz nach sieben Uhr morgens. Es war ein schöner Morgen. So einer, der zum Knipsen einlädt, um anschließend die Fotos auf Facebook einzustellen, sofern man so etwas tat; Jim Tierney tat es nicht. Nebel stieg in Schwaden aus dem Boden auf. Der weite Himmel war rot gefärbt. Jim blickte auf den Park hinaus und überhörte geflissentlich das Dröhnen des frühmorgendlichen Verkehrs. Er stellte sich gern vor, dass er die Welt für sich allein hatte, wenn er in diesen frühen Morgenstunden durch eine Wildnis wanderte, und sei es auch nur eine am Rand der City, in Sichtweite zu einem Café und einem warmen Frühstück.

Klar ist es scheußlich, sich aus dem Bett zu quälen, aber hier ist deine Belohnung, mein Junge.

Von Rechts wegen hätte der Hund, ein Irish Red Setter, an der Leine laufen müssen, denn es war Brunftzeit, und Rotwild kann sich von Hunden bedroht fühlen. Ich weiß das dank eines Projekts in der sechsten Klasse, als wir einen Ausflug in den Richmond Park gemacht haben, und ein Parkaufseher uns darüber aufklärte, wie die großen Männchen röhren und mit ihren Geweihen zusammenstoßen, um möglichst viele Weibchen anzulocken. Wir lachten bei der Vorstellung, wie sie eine Nummer schoben, und dann lachten wir noch mehr, als Peter Kelly stolperte und in einem Haufen Rotwildscheiße landete, und Mr. Connolly, unser Lehrer, führte uns zurück in die Schule und meinte, wir seien eine Schande und er würde nie wieder irgendwo hingehen mit uns.

Er wäre überrascht, wenn er wüsste, dass ich diese Begebenheit siebzehn Jahre lang beibehalten habe.

Von daher weiß ich also, dass Hunde im September und Oktober im Park nur angeleint geführt werden dürfen, aber ich bin Jim Tierney trotzdem dankbar, dass er sich an jenem Morgen nicht an diese Regel gehalten hat. Dabei war es keine vorsätzliche Missachtung, sondern eher ein Versehen, das sich im Lauf der Zeit so ergeben hatte. Jim war siebenundsechzig und seit drei Jahren pensioniert, und die Wochen und Monate schienen für ihn ineinanderzufließen. Was ihn betraf, hätte es immer noch Juli sein können. Dazu kam, dass er kurzsichtig war und die Schilder, die ihn auf sein Fehlverhalten aufmerksam gemacht hätten, nicht lesen konnte. Wellington durfte also frei umherstreifen.

Jim wusste sehr wohl, dass es lachhaft war, einen Hund Wellington zu nennen.

Dabei war es nicht einmal sein Hund. Seine Tochter hatte ihn im letzten Sommer zurückgelassen, als sie mit ihrer Familie nach Seattle umgezogen war. »Dann hast du wenigstens Gesellschaft«, hatte sie gesagt, als wäre es eine angemessene Entschädigung dafür, dass er seine Enkel nicht mehr wie bisher einmal die Woche sehen konnte. »Das«, so äußerte er mehr als einmal zu seiner Frau, »war ein mieser Handel.« Anderen gegenüber tat er so, als wäre der Hund eine »echte Nervensäge«, in Wirklichkeit aber liebte er diese Spaziergänge mit ihm, die Aufgabe, die er dadurch hatte, und er hatte Wellington inzwischen sehr gern, auch wenn der Name des Tiers zu viele Silben hatte für einen Mann mit Herzproblemen, der die vielen Silben wiederholt und schnell aussprechen musste.

»WEL-LING-TON, komm zurück.«

Er war auf und davon.

»Dämlicher Hund.«

Am Anfang war es für Jim nicht einfach gewesen, ihn auszuführen. Der Hund war flink, eigentlich zu schnell für ihn, mit der Zeit aber hatten sie einen gemeinsamen Rhythmus gefunden. Wellington lief immer voraus, dann sauste er zurück zu Jim, der zur Belohnung einen Ball oder einen Stock warf.

Heute jedoch kam er nicht zurück.

Schnurstracks lief er geradeaus weiter und seine Gestalt wurde in der Ferne immer kleiner.

»WEL-LING-TON!«, rief Jim wieder und begann vor Anstrengung zu keuchen. Er schlug sich mithilfe seines Stocks einen Weg durch das hohe Gras. Gerade eben sah er den Hund noch in Richtung des riesigen, schmiedeeisernen Tors zum Park laufen. Er musste sich beeilen, wenn er ihn aufhalten wollte, aber das vertraute Pfeifen in seiner Brust gemahnte ihn zur Vorsicht.

Wellington war inzwischen außer Sicht, verschwunden durch das Tor, das im Morgengrauen geöffnet und mit der Abenddämmerung geschlossen wurde.

Wenn ich diesen Hund erwische ...

Jim eilte den Hang hinunter, froh über den ungewöhnlich schwachen Verkehr um diese Zeit. Wellington war bescheuert genug, um auf die Straße zu laufen, keine Frage.

Als er endlich selbst das Tor durchquert hatte, vernahm er das vertraute Bellen. Er wandte sich nach rechts, wo er den Hund von dem Fußweg weg in die Büsche und wieder zurück rennen sah. Wegen des Regens in der Nacht zuvor

schmatzte der Schlamm unter seinen Füßen, als er sich schlitternd dem Hund näherte. Er hatte die Hand schon erhoben, um dem Tier einen Klaps zu versetzen und es wieder an die Leine zu nehmen. Tatsächlich aber tat er keins von beidem. Er stand einfach nur da und schaute. Wellingtons Gebell verstummte, oder wenigstens erschien es Jim so, für den die Welt mit einem Mal stillstand. Er ließ die Hände seitlich am Körper hinunterhängen, denn mit einem Mal hatte ihn jegliche Kraft verlassen. Instinktiv wollte er wegschauen, als würde sich ihm etwas zeigen, das ihn nichts anging, er konnte aber die Augen nicht abwenden. Er hatte das Gefühl, als würde der Himmel hinabstürzen und er selbst wie in einem Tornado herumgewirbelt werden. Und was er am wenigsten auf die Reihe kriegte, war, das Ganze im Zusammenhang zu begreifen. Er hatte doch nur den Hund spazieren geführt, und der Tag war zu jung und zu frisch und der Himmel zu klar für so etwas. »Nein«, dachte er, als es ihm endlich gelungen war, den Blick abzuwenden, »das gehört hier nicht her.«

Er wartete und zählte bis zehn, damit das Bild Zeit hatte zu verschwinden. Der Hund fing wieder zu bellen an.

Dann sah Jim wieder hin.

»Heilige Mutter Gottes.«

Minuten verstrichen, bis ihm der Gedanke kam, dass er nun ja etwas tun musste. Erst dann rief er die Polizei.

Melody

Mittagessen am Sonntag. Sie hat den ganzen Vormittag mit der Zubereitung des Mahls verbracht, genau genommen sogar länger, wenn man die Zeit für die Auswahl des Rezeptes hinzurechnet, für die Bestellung der Zutaten und die Wahl des Weins zum Rindfleisch. Kochen, das weiß sie, kann man zeitlich sehr gut planen, und das ist der Grund, warum es ihr inzwischen gefällt. Zeit ist nichts, woran es Mel Pierson mangelt.

Dennoch ist die tickende Uhr heute eine Quelle der Irritation. Es ist fünf vor eins. Sie hat alles so vorbereitet, dass das Essen um 13.00 Uhr fertig ist, und von ihren Gästen ist noch keine Spur zu sehen. Bis Viertel nach eins wird das Rindfleisch entweder zu sehr durch oder entsprechend kalt sein. Beides sehr unerfreuliche Vorstellungen. Sie weiß alles über Timing und milligrammgenaues Abwiegen, befolgt die Rezepte penibel, und es hat zu beachtlichen Ergebnissen geführt. Noch vor drei Jahren hätte die Zubereitung von Fischstäbchen ihren ganzen kulinarischen Sachverstand auf die Probe gestellt. Sie ist nur deshalb so weit gekommen, weil sie begriffen hat, dass Präzision alles ist.

»Riecht gut«, sagt Sam, der, die Wärme vom Duschen

mitbringend, zur Tür hereinkommt. Sein Haar ist noch nass, die Konturen seiner Muskeln unter dem blauen T-Shirt sichtbar. Für einen Sekundenbruchteil ist der Reflex wieder da, sich an ihn zu drücken, seine Nähe zu fühlen, er ist so stark wie eh und je. In Augenblicken wie diesem freut sie sich, da ihr bewusst wird, dass sich ihr Körper eine Spontanität bewahrt hat, die ihr Verstand seit Langem ignoriert. Sie blickt zur Uhr.

»Es sieht Patrick nicht ähnlich, zu spät zu kommen«, sagt sie. Patrick kommt gewohnheitsmäßig zu früh, er kann Unpünktlichkeit nicht ausstehen. Das weiß sie aus den Jahren, in denen sie sich eine Wohnung geteilt haben. Wenn sie eine halbe Stunde später als vereinbart nach Hause kam, war er immer schon am Telefon gesessen und hatte nach ihrem Verbleib geforscht. Nicht anders, wenn sie irgendwo verabredet waren. Nach fünf Minuten war todsicher seine SMS eingetroffen: »Wo steckst du?« Es war beruhigend, jemanden in London zu haben, der auf einen achtgab, es war gut zu wissen, man würde vermisst werden, falls je etwas passieren sollte. Nicht dass es am Ende so viel Unterschied machte. Doch an diesem Punkt zwingt sie sich innezuhalten. Sie identifiziert ihre Schlussfolgerung sofort als negativen Gedanken und bemüht sich, ihn zu vertreiben, ehe er Wurzeln schlägt und sich vollständig in ihrem Kopf festsetzen kann. Sie weiß, wie es geht, *schließ es aus, denk an etwas anderes*. In diesem Fall ist das andere die Bratensoße, der sie jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit schenkt; sie gibt Mehl hinzu, langsam und vorsichtig, damit nichts klumpt. Sie hat eine irrationale Angst vor Klumpen. Aus ihrer Kindheit erinnert sie sich an die undefinierbaren braunen Kügelchen, die auf ihren

Kartoffeln aufgetaucht waren, wenn ihre Mutter gekocht hatte. »Zupf sie einfach weg«, sagte ihre Mutter dann immer, als könnte man sein Mahl noch genießen, während das Zeug am Tellerrand gerinnt. Sie rührt die Bratensoße um und stellt das Gas ab, als sie zufrieden feststellen kann, dass sie zur richtigen Konsistenz eingedickt ist.

»Hat er angerufen, dass er sich verspätet?«, fragt sie Sam, der die Sonntagszeitungen durchblättert. Sie bekommen jede Woche die *Times* und den *Observer* geliefert. Er liest die Sport-, Nachrichten- und Wirtschaftsteile, sie liest jeweils das Magazin und den Immobilien- und Reise- teil. Eine perfekte Aufteilung der Vorlieben, denkt sie oft.

»Er ist noch nicht zu spät dran.«

»Aber hat er angerufen, um zu sagen, dass er später kommt?«

»Ich habe nicht nachgesehen.«

»Kannst du nachsehen?«

»Ich mache es, wenn er sich tatsächlich verspätet«, sagt Sam und blättert um.

Melody sieht im Kalender nach, ob sie sich etwa in der Uhrzeit oder gar im Datum geirrt hat, wenngleich ein Fehler ihrerseits so gut wie ausgeschlossen ist. Ihre Wochen sind perfekt durchgeplant, und die Wochenenden ebenfalls. Sam fährt oft zum Kite-Surfen nach Camber, deshalb sind die Wochenenden, die er zu Hause verbringt, mit Mittag- und Abendessen ausgebucht und neuerdings auch mit Hochzeitsplanungen. Es gibt keine freien Termine, denn wenn Melody eine Lücke entdeckt, füllt sie sie gleich. Und tatsächlich steht dort an diesem Tag PATRICK LUNCH 13.00 UHR in roten Großbuchstaben.

Die Sprechanlage summt. Melody atmet erleichtert aus.

Sam durchquert das Zimmer und meldet sich. »Wie viel Uhr ist es jetzt bei dir, du bist beinahe zu spät dran«, bellt er in den Hörer, ehe er aus vollem Hals lacht. Sie lächelt, steht über seinem Sarkasmus. Sam drückt den Knopf, der das Tor zur Einfahrt öffnet, und schickt sich an, die Gäste an der Tür zu begrüßen.

Patrick hat eine Freundin mitgebracht, eine Frau, die er in der Arbeit kennengelernt hat. Es hat eine lange Reihe dieser Frauen gegeben, die sie inzwischen nicht mehr als »seine Freundin« bezeichnen, weil dieser Ausdruck eine Beziehungsdauer impliziert, die nur selten zustande kommt.

Melody vernimmt ihre Stimmen in der Diele, dann die Vorstellung: »Das ist Lottie«, gefolgt vom Geräusch von Küssen. Dazwischen auch Gelächter, Schritte, die sich ihr nähern. »Himmel, bei diesem Geruch werde ich hungrig wie ein Wolf«, sagt Patrick, als er die Küche betritt. »Tut mir leid, dass wir fast zu spät sind ... der Verkehr auf der M25 war furchtbar, ein einziger Stau.« Er küsst sie auf beide Wangen. »Du siehst hübsch aus wie immer.«

»Versuch bloß nicht, dich mit Charme aus der Affäre zu ziehen«, sagt sie und boxt ihn spielerisch in die Rippen. Er sieht müde aus, denkt sie, sicher überarbeitet.

»Ich weiß inzwischen ja, dass mein Charme bei dir nicht wirkt«, sagt er lachend, dann wendet er sich an seine Freundin und legt den Arm um sie. »Das ist Lottie. Ich habe ihr alles über deine Kochkünste erzählt.«

Melody zieht eine Augenbraue in die Höhe. »Ich wünschte, du hättest das bleiben lassen.«

»Wenigstens hast du deine Experimentierphase hinter dir gelassen.«

»So kann man es auch nennen«, sagt Sam und reicht beiden ein Glas Prosecco.

»Ein Stück weiter vorn an der Straße ist ein sehr durchschnittlicher Schnellimbiss, dort könntest du dich leicht wiederfinden, wenn du nicht aufpasst«, scherzt Melody. »Hallo, Lottie, schön, dich kennenzulernen.« Sie überlegt, ihr die Hand zu geben, tut es aber nicht, weil es zu formell wäre. Für die meisten Leute sind Begrüßungsküsschen ganz natürlich, aber Melody ist streng auf Einhaltung ihrer persönlichen Distanzzone bedacht, und die erzwungene Intimität von Küssen bei Leuten, die sie eben erst kennengelernt hat, widerstrebt ihr. Gleichwohl tut sie es.

Wenn sie raten müsste, würde sie Lottie ein paar Jahre jünger, als sie selbst ist, einschätzen. Lottie ist zaunlattendürr, trägt enge Jeans, Riemchensandalen und ein leichtes Baumwolloberteil mit kleinen Vögeln darauf. Mel wirft einen Blick auf ihr eigenes Outfit, ein Wickelkleid, das ihr Sam vor einigen Jahren gekauft hat, und kommt sich vergleichsweise altbacken vor. Lottie trägt das blonde Haar offen, und wenn sie es sich aus dem Gesicht streicht, stoßen die silbernen Armreife an ihrem Handgelenk mit hellem Klingen aneinander.

Melody weist alle an, Platz zu nehmen, und stellt den Rinderbraten auf den Tisch, dazu Röstkartoffeln, geröstete Pastinaken, Karotten, Zwiebeln und grüne Bohnen, die gerade noch als passabel durchgehen, wie sie konsterniert feststellt, weil sie zu lange im Dampfkochtopf waren.

Patrick und Sam unterhalten sich über Surfen, über ein neues Brett, das sich Patrick gekauft hat, und die Wellen in Cornwall, wo er vor ein paar Wochen war. Von

da verlagert sich die Unterhaltung auf das Thema Fußball und die pubertären Neckereien unter Freunden, die Anhänger verschiedener Mannschaften sind. Manchmal, wie gerade heute, wenn Patrick einen Gast mitgebracht hat und Melody spürt, wie sich das Gespräch von ihr entfernt, geht sie in Gedanken zurück. Honor nimmt dann den Platz von Patricks Freundin am Tisch ein. Die Jahre, die sich zwischen sie geschoben haben, lösen sich auf wie Nebel, sodass keine Kluft mehr zu überbrücken ist. Der Raum ist erfüllt von Gelächter und unbeschwerten Plaudereien. Melody ist dann ein gänzlich anderer Mensch. Sie ist schlagfertig und gesprächig und die anderen krümmen sich vor Lachen bei ihren Worten. Ihre Stimme ist laut, sie will gehört werden. Sie ist die Sorte Frau, die nach der Weinflasche greift und sich nachschenkt, ohne auch nur einen Gedanken an die Folgen zu verschwenden. Melody sieht ihr altes Ich diese Heldentaten vollbringen, wie sie einer Turnerin bei einem Flickflack zuschauen würde.

»Haben wir Meerrettich?«

Melody blinzelt und konzentriert sich wieder. »Äh, ich glaube, ja.« Sie steht auf und geht, um das Glas aus dem hinteren Teil des Kühlschranks zu holen. Sie sollte mit Lottie reden, da Sam und Patrick es nicht tun. Sie reden nur über den üblichen Mist, den sie selbst unterhaltsam finden. Aber was soll sie sagen? Sie denkt kurz darüber nach, ehe ihr einfällt, dass Patrick sie aus dem Krankenhaus kennt, wo er als Arzt arbeitet. »Was arbeitest du so?«, fragt sie, als sie sich wieder an den Tisch setzt. Seit wann klingt sie wie ihre Mutter?

»Ich bin Pharmazeutin und arbeite jetzt schon ein paar Jahre im Krankenhaus. Ehrlich gesagt, langweile ich mich

inzwischen ein bisschen, es ist nicht gerade der aufregendste Job. Und was tust du?«

Ihr wird jetzt klar, dass das nicht die ideale Einstiegsfrage war. Melody tut viele Dinge, sie hört nie auf, etwas zu tun. Sie könnte zum Beweis die Listen hervorziehen, die sie jeden Morgen schreibt, die Trainingsprogramme, damit sie fit bleibt, das Kochen, die Hochzeitsplanungen, aber sie weiß, danach hat Lottie nicht gefragt. Sie hat eine Menge zu tun, aber keine Arbeit.

»Nichts«, sagt sie und sieht, wie Lotties Gabel mit dem aufgespießten Rindfleisch auf halbem Weg zum Mund verharret, während sie auf eine Art Einschränkung oder wenigstens eine Erklärung wartet. Als sie merkt, dass keine kommt, wendet sie sich mit frischer Begeisterung wieder dem Essen zu.

»Ich krieg nichts mehr runter«, sagt Patrick und schiebt den Stuhl ein Stück zurück, als wäre sein Bauch so voll, dass er zusätzlichen Platz braucht.

»Es gibt Pannacotta zum Nachtsch«, sagt Melody.

»Die Frau ist einfach gnadenlos«, lacht Patrick. »Ich glaube, ich brauche erst mal ein Püschchen, wenn es recht ist.«

»Das Fußballspiel fängt gerade an«, sagt Sam und eilt ins Wohnzimmer.

Lottie beginnt den Tisch abzuräumen. Sie sammelt die Servierschalen ein. »Lass nur, ich mach das schon«, will Mel widersprechen.

Aber Lottie ignoriert sie und macht einfach weiter. »Auf diese Weise geht es doppelt so schnell.«

Wieso gehen alle Leute davon aus, dass es gut ist, Zeit zu sparen?

»Euer Haus ist übrigens fantastisch.«

»Danke. Man bekommt ein bisschen mehr für sein Geld, wenn man etwas weiter rauszieht.« Am liebsten würde sie sich allerdings korrigieren: *Sam hat mehr für sein Geld bekommen.*

»In deine Küche würde meine ganze Wohnung passen.«

Es stimmt, dass es ihnen an Platz nicht mangelt. Das Gebäude war eine verfallene Scheune, ehe Sam es auf einer Auktion ersteigert und einen Architekten angeheuert hat, der dazu riet, die Scheune abzureißen und eine Genehmigung für einen Neubau einzuholen.

Sie selbst hätte nicht den Mut gehabt, ein Projekt dieser Größenordnung in Angriff zu nehmen. Aber Sam hat es nie an Selbstvertrauen gemangelt. Er hatte sogar den Jargon schnell drauf und sprach plötzlich davon, etwas architektonisch Integres und strukturell Authentisches zu erschaffen. Sie fragte sich, woher er das hatte, bis sie eines Abends zusammen *Grand Designs* im Fernsehen schauten und der Moderator Kevin McLeod dasselbe sagte. »Das hat er sich offenbar bei dir abgelauscht«, bemerkte sie, allerdings ließ Sams ausdrucksloses Gesicht nicht erkennen, ob er den Witz verstanden hatte.

Das Missfallen der Nachbarn störte ihn ebenfalls nicht. Nicht einmal, als sie eine Petition gegen den geplanten Bau einreichten. Mel war nicht scharf darauf, auf feindliches Gebiet zu ziehen, deshalb fiel es ihm zu, sie zu beruhigen.

»Die freunden sich schon noch damit an«, sagte er.

Sie taten es nicht. Weder mit dem Haus noch mit seinen Bewohnern.

»Platz ist nicht alles«, sagt Melody zu Lottie, als sie die endlosen weißen Arbeitsflächen abwischt. Manchmal, wenn die Sonne durch die riesige Glaswand auf der Rückseite der Küche strömt, blendet sie Melody, und im Sommer heizt sie den Raum unerträglich auf, selbst bei geöffneten Fenstern.

Sie hat es gegenüber dem Architekten zur Sprache gebracht, als sie die Pläne sah. Da sei zu viel Glas. Könnten sie nicht einen kleineren, gemütlicheren Küchenbereich bekommen?

Er hatte sie höchst befremdet angesehen, als habe sie eben etwas gänzlich Unbegreifliches gesagt. »Man kann nie zu viel Licht oder zu viel Platz haben«, erwiderte er.

Wie sich herausstellt, kann man doch.

Sie behält diese Zweifel für sich, erinnert sich daran, dass sie dankbar sein sollte, in so einem Haus zu wohnen. Sam würde jede Kritik persönlich nehmen, denn er hält an der Überzeugung fest, dass seine Seele in diesen Ort geflossen ist und seine Persönlichkeit sich widerspiegelt in den Balken und Glaswänden, den hohen Decken und der papierlosen Toilette, die einem den Arsch wäscht und trockenbläst.

Insgeheim missfällt ihr die Vorstellung, das Haus sei ein Spiegel von Sams Seele. Denn so angestrengt sie auch sucht, eine Seele kann sie in ihm nicht entdecken.

»Patrick sagt, ihr heiratet bald.« Sie sind jetzt fast fertig mit Saubermachen. Melody gibt ein Tab in den Geschirrspüler, drückt auf Start und hört das Wasser in das Gerät schwappen.

»In drei Monaten.«

»Habt ihr noch viel zu tun, oder liegt ihr gut im Plan?«, fragt Lottie und setzt sich an den Tisch. Melody seufzt. Die Tatsache, dass die Gäste ihr gewohnheitsmäßig diese Frage stellen, erzeugt ein unbeschreibliches Gefühl von Einsamkeit in ihr. Am liebsten würde sie die Küchenschränke aufreißen und ihnen sämtliche beschrifteten Tupperware-Dosen zeigen, den Kalender, der nicht nur tageweise, sondern stundenweise geführt wird, die farblich geordneten Kleiderschränke und die alphabetisch sortierten Bücherregale. Es ist wirklich nicht davon auszugehen, dass sie ihre eigene Hochzeit nicht im Griff haben sollte.

»Es gibt noch ein paar letzte Kleinigkeiten zu regeln, Blumen, Wein, solche Dinge, aber das meiste ist schon erledigt.«

»Und das Kleid ... oder darf man nicht danach fragen?«

»Nein, frag nur zu. Es ist im Grunde ganz schlicht, mehr wie ein Abendkleid aus champagnerfarbener Seide.«

»Klingt großartig, du siehst bestimmt fantastisch aus darin.«

Melody denkt an die abschließende Anprobe in der letzten Woche. Wie ihre Mutter zu weinen anfang, als Melody es anzog. Wie sie selbst ebenfalls zu weinen anfang, was Anastasia, die das Kleid entworfen hatte, einem Zusammenbruch nahebrachte, weil sie Tränenflecken befürchtete.

»Komm her«, sagte ihre Mutter, als sie das Kleid wieder ablegte, und schloss sie in einem selten zur Schau gestellten Akt der Zuneigung in die Arme.

Melody brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass sie geweint hatte, weil das Kleid so eng war, dass sie darin keine Luft bekommen hatte.

Mel öffnet eine neue Flasche Wein. »Danke«, sagt sie zu Lottie. »Sam wird dich dafür lieben, dass du ihn vom Küchendienst befreit hast«, fährt sie fort, um es so aussehen zu lassen, als gäbe es eine faire Aufteilung der Arbeiten im Haushalt. Dann gehen sie ins Wohnzimmer zurück. Es ist Werbepause, Halbzeit beim Fußballspiel. Mel schenkt gerade Patrick nach, als Lottie ihn anstößt, sodass etwas Wein auf den Boden spritzt.

Mel folgt Lotties Finger, der auf den Bildschirm zeigt. Es sind Lokalnachrichten, man sieht Aufnahmen vom Richmond Park, Menschen in weißen Schutzanzügen, die innerhalb einer Polizeiabsperrung herumstapfen.

»Neulich erst war ich mit dem Hund im Richmond Park«, sagt Lottie und schaudert theatralisch.

Die Schlagzeile, die am unteren Bildrand entlangtickert, lautet: *Leiche nahe Park in London gefunden*.

»Mel!«, ruft Sam. Sie senkt den Blick und sieht, dass sie noch Wein nachgegossen hat, nachdem Patrick sein Glas weggezogen hatte. Zu ihren Füßen hat sich eine dunkelrote Lache gebildet. »Ich hole einen Lappen«, sagt er.

Sie steht reglos da, Hitze steigt ihr in die Wangen. Sie spürt jetzt Lotties Blick auf sich ruhen und bemüht sich, nicht darauf zu achten. »Alles okay, Mel?«, fragt Patrick. Sie nickt und wartet darauf, dass Sam zu ihrer Rettung herbeieilt. Er kommt mit der Küchenpapierrolle und fängt an, den Wein um sie herum aufzuwischen. Sie sieht die rote Flüssigkeit in das weiße Papier sickern. Als er fertig ist, drückt er ihr ein Glas in die Hand und küsst sie.

»Das könnte sich nächstes Mal als nützlich erweisen, Schatz.« Bisher hat sie nur Wasser getrunken, packt aber

das Glas, füllt es bis zum Rand mit Wein und nimmt einen großen Schluck daraus.

»Was da wohl passiert ist?«, fragt Lottie, als sich Sam und Patrick zur zweiten Halbzeit niederlassen. Vielleicht haben die beiden sie nicht gehört, denkt Mel, denn sie gehen nicht auf ihre Frage ein. Mel könnte Lottie sagen, was passiert sein könnte. Sie könnte eine Liste von Möglichkeiten durchgehen, eine schlimmer als die andere. Von allen Anwesenden ist sie am besten dazu in der Lage. Es ist das Thema ihrer Wahl, ihre Zehn-Punkte-Frage. Aber man braucht Luft, um zu sprechen, und die wurde ihr vollständig aus den Lungen gesaugt. Sie durchquert das Zimmer und setzt sich auf das Sofa am Fenster. Gelegentlich wirft Patrick einen Blick herüber und lächelt, aber Sam und Lottie schenken ihr keine Beachtung. Das ist gut, denn das Letzte, was sie will, ist, dass diese das unkontrollierbare Zucken ihrer Oberlippe bemerken, die Art, wie sie ihr Lächeln totenstarregleich zu lange hält, weil sie weiß, wenn sie damit aufhört, wird ihr Gesichtsausdruck völlig entgleisen. Sie muss sich auf etwas konzentrieren, also konzentriert sie sich auf Lottie, die ihr am nächsten sitzt. Der Anhänger, den sie an der Kette um den Hals trägt, sticht ihr ins Auge, ist es ein Schmetterling oder eine Libelle? Aus diesem Blickwinkel kann sie es nicht sagen. Er ist silbern und hebt und senkt sich leicht bei jedem Atemzug. *Wieso habe ich nur das Gefühl, als wäre keine Luft im Raum, wenn alle anderen doch mühelos atmen?*

Eine Stimme in ihrem Kopf kommandiert die eingeübte Routine wie ein Feldwebel. SCHLIESS ES AUS. KONZENTRIER DICH AUF ETWAS ANDERES. DENK POSITIV. LASS ES NICHT FUSS FASSEN.

Zu spät, denkt sie. Schon kriecht es in ihr Bewusstsein. Die Zeit heilt alle Wunden, heißt es.

Das erste Mal hat das jemand in einer Selbsthilfegruppe zu ihr gesagt, in die sie auf Geheiß ihrer Mutter ging. Es war Januar, ein Pfarrsaal nicht weit vom Haus ihrer Eltern entfernt, zugig und mit einem modrigen Geruch. Rory, der Gruppenleiter, saß unter einem riesigen Kreuz, das aussah, als würde es direkt aus seinem Kopf wachsen. Alle waren mit Tee oder Kaffee ausgerüstet. Mel hatte sich für Tee entschieden, der dann aber wie Kaffee schmeckte, weil die Thermoskanne nach dem vorherigen Gebrauch nicht richtig gereinigt worden war. Sie konnte ihn nicht trinken, sondern hielt ihn nur in den Händen, um die Finger daran zu wärmen. Um sie herum ein Kreis aus Wollpullovern, nervöse Augen, die aus leeren Gesichtern blickten. Soweit sie wusste, war sie nicht offiziell depressiv, aber noch ein paar Sitzungen wie diese, und sie wäre mit Sicherheit auf dem besten Weg dahin.

»Die Zeit heilt alle Wunden«, hatte die Frau gesagt. Sie hieß Tabitha oder Tamara. Wahrscheinlich war sie nicht viel älter als Mel. Graue Strähnen durchzogen ihr Haar. Beim Reden fummelte sie am Saum ihrer Strickjacke herum.

»Ehrlich, es wird leichter.« Das war an einen Mann in der Gruppe gerichtet, dessen Tochter bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Es klang, als vermochte Zeit allein seinen ganzen Schmerz auszulöschen. Als müsste er nichts weiter tun, als dazusitzen und zu warten, bis er verging. Mel erwog, aufzustehen und zu gehen, Kopfschmerzen vorzutäuschen, aber irgendjemand war immer am Reden, und sie wollte nicht unhöflich erschei-

nen. Also blieb sie bis zum Ende sitzen und schwor sich, nie wieder auf ihre Mutter zu hören. Als Rory erklärte: »Das war's für diese Woche«, sprang Mel auf, um zu fliehen, aber im selben Moment tauchte Tabitha oder Tamara neben ihr auf.

»Ich weiß, wie es ist, wirklich, aber du wirst dich besser fühlen nach diesen Sitzungen«, sagte sie und nickte dazu mit kleinen, heftigen Bewegungen. Ihr Körper war kerzengerade aufgerichtet und so angespannt, dass Mel versucht war, ihn zu berühren, um zu überprüfen, ob er wie eine Geigensaite klang. Strahlende Augen, leuchtend und wie besessen, nagelten sie fest. Mel hatte das Gefühl, als würde sie in eine Sekte eingeführt, und erwartete beinahe, die Frau sagen zu hören, sie habe Gott gefunden. Diese schwieg und wartete auf Mels Zustimmung.

Sag einfach, du glaubst mir.

Wenn wir alle die Lüge glauben, können wir sie wahr werden lassen.

»Ich muss gehen«, sagte Mel voller Schuldgefühle. Sie konnte der Frau nicht geben, was diese wollte. Sie konnte nicht sagen: *Ja, ich glaube dir, bestimmt wird es leichter.* Denn sie hat es ihr damals nicht geglaubt, und sie glaubt ihr auch heute nicht.

Eve

Was kann man in sieben Minuten schaffen? Man könnte Wasser aufsetzen und eine Tasse Tee für sich zubereiten. Wenn man es allerdings richtig machen will, also eine Kanne benutzt, in der man ihn ziehen lässt, bliebe einem kaum noch Zeit, einen Schluck zu trinken. Man könnte aufs Klo gehen, aber auch hier ist es wieder so, dass es – abhängig von der Natur des Besuchs – knapp werden könnte. Man könnte eine Meile laufen, wenn man einer jener profimäßig fitten Typen im Richmond Park wäre, die für einen Marathon oder Triathlon trainieren. Aber ein Mann von siebenundsechzig mit leichten Herzbeschwerden, der wie ein Akkordeon pfeift, wenn er sich schnell bewegt, kommt in sieben Minuten nicht sehr weit. Abgesehen davon, hatte man ihm am Telefon gesagt, er solle bleiben, wo er war, und auf die Polizei warten. Und das tat er dann auch. Jim Tierney stand Wache neben meinem toten, halbnackten Körper.

Vielleicht wäre ihm das Leben in den folgenden Wochen einfacher erschienen, wenn er sich nur ein Stückchen entfernt, ein wenig Distanz zwischen sich und seine Entdeckung gelegt hätte. Er hätte dann keine Zeit dafür gehabt, sich jeden Aspekt des Anblicks vor ihm in

seiner seltsamen, schauerlichen Schönheit einzuprägen. Sein Unterbewusstsein hätte jene Bilder nicht in düsteren Träumen reproduzieren müssen. Das blonde, feuchte, zu kleinen Zöpfchen gedrehte Haar, die dunkel gefleckte Haut, die nur halb geschlossenen Augen, als schliefe ich bloß und könnte noch wiederbelebt werden. Die linke, zum Himmel geöffnete Hand mit der Goldkette darin.

Als dann die Sirenen erklangen und Schritte sich näherten, hatte Jim bereits das Gefühl, sie gehörten nicht hierher, diese Eindringlinge. Er war jetzt mein Beschützer, er stand Wache neben mir, bis jemand mir wieder Leben einhauchen und mein Herz zum Schlagen bringen würde. »Wir übernehmen jetzt«, sagte der Detective Sergeant freundlich, um ihn nicht zu erschrecken.

Er hatte mit dem Fehlen eines Namens zu kämpfen. Es war ihm zu unpersönlich, mich eine Leiche zu nennen, so ein nichtssagendes Wort. Er brachte es nicht über sich. *Zeigen Sie ein wenig Respekt*, hätte er am liebsten zu dem jungen Polizeibeamten gesagt. *Also, Mr. Tierney, um welche Uhrzeit haben Sie die Leiche gefunden?* Das Wort ließ an etwas denken, das zu nichts und niemand eine Verbindung hatte. Eine separate Wesenheit. Jim wusste dagegen, dass die Fäden meines Lebens in das meiner Familie, meiner Freunde eingewoben sein mussten. Niemand existiert für sich allein. Er hatte eine Tochter und wusste es deshalb. Das Wort war eine Beleidigung für das Leben, das vorangegangen war, für die leidenschaftliche Liebe, die meine Familie für mich empfunden haben musste. Er hätte für seine Tochter Emma getötet. Ihr Tod hätte ihn umgebracht. Und wenn er an mich dachte, ging ihm ihr

Bild nicht aus dem Kopf. Was hätte er dafür gegeben, sie nach dem Besuch auf der Polizeistation in die Arme schließen zu können. Aber da sie nach Seattle abgehauen war, musste er sich mit einem Telefonanruf begnügen und bei seiner Frau und dem Hund Trost suchen.

Jim meisterte die Situation, wenn man es denn so nennen wollte, indem er mich als »mein Mädchen« bezeichnete, bis er erfuhr, dass ich Eve hieß, woraufhin er mich »meine Eve« nannte. In den Wochen nach meiner Entdeckung saugte er jede Einzelheit über mich auf, die er finden konnte, und pumpte sie in die Erinnerung an meinen toten Körper, wie um mich wieder zum Leben zu erwecken. Seine Frau Joan fand diese Besessenheit geschmacklos, ließ aber vorsichtshalber nichts davon verlauten. Wenn man vierzig Jahre lang mit jemandem gelebt hat, weiß man, wann man den Mund halten muss. Hätte sie das Thema zur Sprache gebracht, würde ihr Jim erklärt haben, dass er mich als Person sehen, mich mit einer liebevollen Familie in Verbindung bringen musste. Das wenigstens glaubte er mir schuldig zu sein.

Mein fiktiver Tod, der Tod, den ich mir in meiner Kindheit oft ausgemalt hatte, war eigentlich wie eine Verlängerung des Lebens, nur dass man es in einen unsichtbaren Mantel gehüllt verbrachte. Ich dachte, ich würde mich in derselben Welt bewegen, Gegenstände berühren, einen Krug Milch hochheben und zu Boden fallen lassen. *Peng*, nur um eine Reaktion auszulösen. Ich würde allsehend, allwissend sein. Ich würde Rebecca Smart als Gespenst verfolgen, weil sie mich das ganze Schuljahr lang als Miststück bezeichnet hatte, und nachts (denn die Zeit würde

immer noch gemessen werden) würde ich in mein eigenes Bett schlüpfen und warten, bis meine Mutter mich küsste. Sterben würde seine Vorzüge haben, etwa den, meinem Vater im Himmel zu begegnen, wo er die Dire Straits hörte und die *Racing Post* las.

Mein echter Tod war ganz anders. Da war der Schmerz, der ihn begleitete, und da war dieses Ding, in das er sich verwandelt hatte. Dieser Schmerz hatte Zähne und Gift-drüsen. Er nährte sich von allem, was ich sah und wovon ich wusste, es war zu Ende. Wenn ich an einen Kuss dachte, teilte er mir mit, es würde keinen mehr geben für mich. Nicht einen einzigen. Nie mehr. Er erinnerte mich an alle Umarmungen, denen ich mich als Kind entzogen hatte, an alle Gelegenheiten, wo ich mich vor dem Ausdruck von Zuneigung weggekrümmt hatte, und dann peitschte er mich mit dem Wissen, dass es zu spät war, sie mir nachträglich zu holen. Er zeigte mir ein Bild meiner Mutter, so klar, dass ich beinahe ihr Haarspray und ihr Miss-Dior-Parfüm riechen konnte, und lachte, weil ich sie genau in dem Moment, in dem sie mich am meisten brauchte, in dem sie sich mit jeder Faser ihres Seins nach mir sehnte, nicht in den Armen halten konnte. Und gelegentlich ließ er das Wort *morgen* fallen, nur um mich mit der Gewissheit zu verhöhnen, die ich früher damit verbunden hatte. Dann ließ er mich um einen einzigen Augenblick betteln, in dem ich all das sagen konnte, das mir nicht wichtig erschien, damals, als ein *Morgen* noch existierte.

Sie glauben vielleicht, es sei ein Privileg zu beobachten, wie das Leben ohne einen weitergeht. Verlassen Sie sich darauf, es ist eine Strafe. Und eine, die nicht jeder zu

erdulden hat, wie ich feststellte. Manche Leute, die nach mir starben, wechselten ohne den kleinsten Blick zurück hinüber. Es ist nicht leicht zu erklären, wie ich mich dabei fühlte – stellen Sie sich den Frust vor, mit anzusehen, wie ein Restaurantgast, der nach Ihnen gekommen ist, vor Ihnen bedient wird, und multiplizieren Sie es mit einer neunstelligen Zahl, dann kommt das ungefähr hin. Ich fragte mich ständig: wieso ich? Wieso verdammt noch mal muss ich das durchmachen? Kann ich nicht weitergehen und meinen Dad suchen, wo immer er ist, denn hier ist er nicht? Aber falls Gott da draußen war, dann war er offenbar nicht geneigt, meine Fragen zu beantworten. Ich überlegte, ob ich meinen Ton mäßigen und die Flüche streichen sollte. Vielleicht hatte ich etwas wirklich Schlimmes im Leben verbrochen und musste jetzt dafür bezahlen.

Nicht lange nach meinem Tod (Tage, Wochen – ich konnte es nicht sagen), in einem besonders dunklen Moment, als ich voller Entrüstung wegen meines Loses war, versuchte mir ein Mädchen, das schon bei meiner Ankunft da gewesen war, das Ganze zu erklären.

»Du bist hier, weil du nicht fertig bist.«

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, es gibt etwas, was du noch tun musst.«

»Und woher soll ich wissen, was das ist.«

»Man weiß es einfach«, sagte sie.

Ich dankte ihr, weil ich nicht unhöflich erscheinen wollte, aber ein paar Einzelheiten hätten nicht geschadet. Meine neue Welt konnte gut auf den Punkt gebracht werden: Sie war nebulös und wenig konkret. Wenn es etwas zu erledigen gab, hätte ich es idealerweise sofort in Angriff

genommen und wäre dann weitergegangen. So habe ich es jedenfalls früher immer gehalten. Aber nein, so lief das hier offenbar nicht. Sie lachten über meine Ungeduld. »Es ist nicht wie in der Welt, die du verlassen hast«, erklärte mir ein älterer Typ namens Jonas. Das Verträumte, Ätherische in seiner Stimme verriet mir, dass er schon eine Weile hier war. »Du kannst es nicht erzwingen, Eve. Es geschieht, wenn es geschieht.«

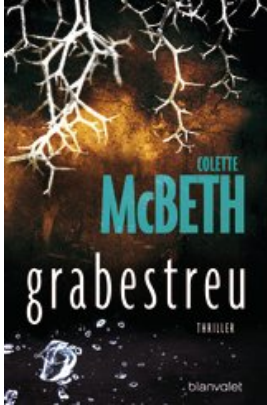
Eine Zeit lang sprachen wir über die Leben, die wir gehabt hatten, und es gab ein Spiel, bei dem wir auflisteten, was wir bereuten und wofür wir dankbar waren. Komischerweise waren es meist noch nicht einmal die großen, tiefgründigen Sachen, die man vielleicht erwarten würde. Die Leute fingen zwar mit so etwas an wie: »Ich würde mir gestatten, glücklicher zu sein«, wenn man aber nachbohrte, stellte man fest, dass es die banalen, ganz alltäglichen Dinge waren, die sie ändern würden. Ich, zum Beispiel, würde mich nicht mehr wochenlang damit quälen, in welchem Farbton von Weiß ich meine Wohnung streichen sollte. Weiß ist Weiß, Leute. Denkt daran, wenn ihr das nächste Mal im Baumarkt steht, und ihr werdet mir dankbar sein. Ich würde mehr Sex haben, weniger enthaltsam leben, wäre aufgeschlossener für One-Night-Stands oder den Impuls, gleich beim ersten Date mit jemandem ins Bett zu gehen. Meiner nicht repräsentativen Umfrage zufolge wünschte sich keiner weniger Spaß, mit Ausnahme eines jungen Dänen, der so viel von der falschen Sorte von künstlichem Spaß gehabt hatte, dass es ihn umbrachte.

Das größte Bedauern hing mit meiner Arbeit in den letzten sechs Monaten vor meiner Ermordung zusammen. Ich

würde jetzt dafür sorgen, dass sie eindeutigeren Schlussfolgerungen zuließe. Und ja, ganz oben auf meiner Liste: Ich hätte gern allen gesagt, wer mich getötet hat. Aber die eine Sache, die man über den Tod wissen muss, ist, dass er heimlich kommt, er lässt einem keine Zeit, sich vorzubereiten, er taucht ohne Vorankündigung auf. Die Leute glauben immer, sie würden eine Warnung erhalten. Und vielleicht bekommen sie ja auch eine, wenn sie Glück haben. Aber wenn ich mich hier so umhöre, ist das meistens nicht der Fall. Man ist da, und im nächsten Moment ist man es nicht mehr. Es ist so brutal.

An meinem letzten Morgen schlüpfte ich in ein altes T-Shirt, aß eine halbe Schale knuspriger Nuss-Cornflakes und verließ meine Wohnung in Shepherd's Bush gegen neun, berstend vor Tatendrang. Der Morgen war prachtvoll und sonnengetränkt, ein Morgen, an dem man sich neu in das Leben verliebt. Er ließ sogar Shepherd's Bush einladend wirken, und für diesen Teil Londons grenzt das schon an ein Wunder.

Ich fuhr die acht Kilometer hinaus zum Richmond Park und suchte mir einen Parkplatz möglichst nahe beim Ham Gate. Es war immer noch ein zehnminütiger Spaziergang in meinem Tempo, fünfzehn Minuten für den Durchschnittsspaziergänger. Ich war froh darüber. Der Himmel war blau und klar, von ein paar Federwolken abgesehen. Rechts von mir konnte ich ein Rudel Hirsche erkennen, getarnt im braunen Sommergras. Ich geriet ins Schwitzen beim schnellen Gehen, begrüßte Passanten mit einem Lächeln und einem »Morgen«, wie ich es immer tat. Das ist etwas, was ich Ihnen dringend empfehle, wenn Sie es nicht ohnehin tun. Selbst in London, das nicht gerade für



Colette McBeth

grabestreu

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38349-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2015

Sie hat überlebt. Doch ihr Albtraum ist noch nicht vorüber ...

Vor fünf Jahren wurde Melody Pierson von einem Unbekannten überfallen und entkam nur knapp dem Tod. Seitdem hat sie alle Erinnerungen an ihr altes Leben begraben und sich eine neue Identität aufgebaut. Ihr Angreifer ist hinter Gittern, in vier Wochen wird sie heiraten. Ihr Leben scheint fast normal. Doch dann entdeckt die Polizei die Leiche einer Frau, am gleichen Ort, an dem der Täter damals Melody zurückließ. Als wie vor fünf Jahren eine Kette mit einem kleinen goldenen Vogelkäfig am Tatort gefunden wird, muss Melody erkennen: Ihr Peiniger war die ganze Zeit auf freiem Fuß. Und der Albtraum ist noch nicht vorbei ...



Der Titel im Katalog